

Perlenfischen

Von Roger von Wartburg

Perle 1: Wenn Wissenschaft und Praxis auseinanderdriften

Wo: Journal 21

Wer: Carl Bossard

Wann: 13. Juni 2020

In den Schulen setze sich manches «über die Erkenntnisse der Hirnforschung und Lernpsychologie hinweg», beklagt der Zürcher Neurowissenschaftler Lutz Jäncke. Der bekannte Neuropsychologe erforscht das menschliche Lernverhalten. Seit 2002 lehrt er an der Universität Zürich. In einem Interview mit der Sonntagszeitung spricht Jäncke Klartext: Vieles in der Schule sei von Bildungstheoretikern entworfen und manches Konzept nicht den Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen angepasst, so sein Fazit.

Erstens: Junge Menschen brauchen ein pädagogisches Gegenüber

Lutz Jäncke benennt pädagogische Glaubenssätze. Dazu gehört die beliebte These, dass es nichts Besseres als «selbstorientiertes Lernen» geben könne. Suggestiert wird ja, autonomes Lernen erlöse die Schüler vom gemeinsamen Unterricht und der «direkten Instruktion» mit dem begleiteten Lernen, diffamierend stets als Frontalunterricht bezeichnet. Und dazu gehört der feste Glaube, nur Selbstlernen führe zum Ziel der Selbständigkeit. Darum der dezidierte Wechsel «from teaching to learning». Die Lehrperson wird bei dieser Methode zum blossen «peer in the rear», zum Kollegen im Heck, degradiert; allenfalls bleibt sie als «guide at the side» noch Lernbegleiterin. Es ist, pointiert formuliert, so etwas wie das allmähliche Verschwinden des Pädagogen – verursacht durch die geradezu kantianisch klingende Errungenschaft des autonomen Lernens.

Das höre sich zwar toll an, sagt Jäncke. Und ganz nüchtern fügt er bei: «Aber es funktioniert oft nicht so, wie man sich das theoretisch vorstellt. Kinder und Teenager sind nicht so effizient in der Lage, sich selbst klare Ziele auszusuchen und sich mit einem Stoff auseinanderzusetzen, wenn sie nicht verstehen, warum sie diesen Stoff lernen sollen.» Darum müssten das Lehren und der Lehrer rehabilitiert werden – auch und gerade dann, wenn man das Wort Pädagoge in seinem ursprünglichen Sinn ernst nimmt: paid-agogein, die Kinder zur Freiheit führen. Das wissen alle Lehrerinnen und Pädagogen, die sich für eine emanzipationsorientierte Bildungs- und Unterrichtsarbeit engagieren.

Zweitens: Junge Menschen brauchen Struktur und Stimulation

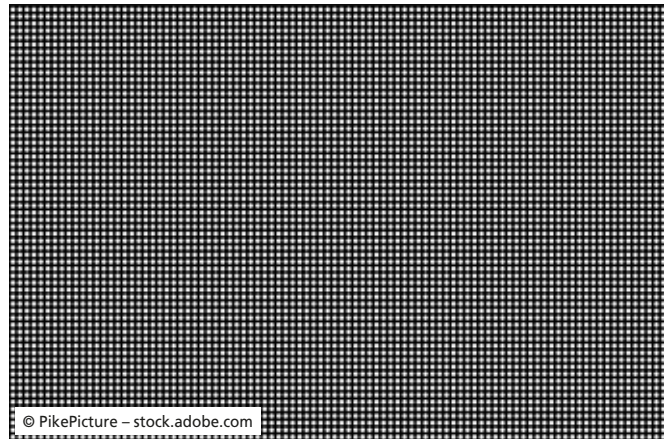
Eine solche Bildung will die Kinder und Jugendlichen aus ihrer aktuellen Form herausführen, will sie über ihre jeweilig begrenzte Subjektivität und Situiertheit hinausführen – hin zu ihren Möglichkeiten. Das meinte wohl Goethe, als er in «Wilhelm Meisters Lehrjahren» Natalies Bildungsmaxime formulierte: «Wenn wir die Menschen [...] behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind.» Nur das kann letztlich der Sinn der Pädagogik sein: den Kindern helfen, dass sie sich entwickeln können und denken lernen. Damit sie täglich etwas mündiger werden, souveräner, freier – auf dem Weg zum Erwachsenwerden, auf dem Weg zum Subjekt-sein in einer Welt mit Anderen.

Kinder müssen Autorinnen und Autoren ihrer Lebensbiografie werden. Doch diese Autonomie kommt nicht von selbst. Sie «brauchen Struktur und Stimulation», sagt Lutz Jäncke. «Je jünger sie sind, desto mehr muss man ihnen davon bieten», betont er. «Das hat einen neurophysiologischen Hintergrund: Der Frontalcortex ist bei Kindern und Jugendlichen noch nicht voll ausgereift. [Also] jener Bereich des Gehirns, der hilft, uns zu disziplinieren und gegen Ablenkung zu wehren. Er ist erst mit dem 18. Lebensjahr ausgereift. Darum ist die Gefahr bei Kindern gross, dass sie sich ablenken lassen.»

Daher sei es «einfach eine Tatsache, dass man Kindern eine Struktur geben muss», unterstreicht Jäncke seine Aussage. Und das hat einen weiteren Grund. Manche Kinder sehen sich in ihrem Alltagsleben einer leidigen Schlüssel-schwierigkeit gegenübergestellt: Sie leben in einer unterstrukturierten Mikrowelt. Regeln, Zeitstrukturen und Selbstkontrolle bereiten ihnen Mühe. Darum ist selbstorientiertes Lernen für viele so anspruchsvoll; die Freiheit überfordert und verwirrt sie. Sie benötigen in der Schule eine charmante Autorität, die sie führt und leitet. Sich selber in verantworteter Freiheit führen, das müssen Kinder und Jugendliche erst lernen. Sie «brauchen Halt und freundlichen Widerstand»,



«Der Frontalcortex ist bei Kindern und Jugendlichen noch nicht voll ausgereift.» [...] Sie «brauchen Struktur und Stimulation». (Lutz Jäncke)



Lehrplan 21: Er überquillt von kleingerasterten und messbaren Kompetenzziele, welche die Kinder individuell und selbstorientiert erarbeiten sollen.



Das Wort Pädagoge in seinem ursprünglichen Sinn ernst nehmen: Kinder zur Freiheit führen.



Eine verantwortungsbewusste Bildungswissenschaft plädiert für das Wiederentdecken und Wiedererrichten des Lehrens, für eine «Re(dis)covery of Teaching».

resümiert darum der Neurowissenschaftler und Arzt Joachim Bauer.

Drittens: Junge Menschen brauchen konzentriertes Automatisieren

Lernen erfordert Anstrengung und Üben. Zahlreiche psychologische Studien belegen es: Der Mensch braucht an die sechs bis acht Wiederholungen, um eine Information vom Kurzzeitgedächtnis ins Langzeitgedächtnis zu befördern. Fehlen diese Repetitionen und der damit verbundene Einsatz, so nimmt das Vergessen seinen Lauf. Der Moment des Vergessens beginnt im Moment des Merkens. Und dies ist unabhängig davon, ob analog oder digital gelernt wird. Üben aber benötigt Zeit. Doch in der (Über-)Fülle heutiger Fächer und Themen fehlt diese Zeit. Regelmässiges Repetieren und Automatisieren kommen zu kurz.

Hart ins Gericht geht darum Jäncke mit dem Lehrplan 21. [...] «Dieses Konzept wurde offenbar von Theoretikern entworfen. So wie das formuliert ist, lässt es sich in der Praxis kaum umsetzen. Ich habe noch keinen Lehrer getroffen, der davon hellauf begeistert ist. Oft fühlen sie sich überfordert,

was jeder versteht, der einmal in diesen Lehrplan reingeschaut hat.» Er überquillt von kleingerasterten und messbaren Kompetenzziele, welche die Kinder individuell und selbstorientiert erarbeiten sollen. Die Folge davon: «Wenn die Kinder dann aufs Gymnasium wollen, müssen sie irgendwelche Weiterbildungskurse bei Privatanbietern aufsuchen, weil sie das, was sie brauchen, in der Schule nicht gelernt haben. Das ist doch ein völlig falsches Lehrmodell», diagnostiziert Jäncke.

Hier driften Wissenschaft und pädagogische Praxis weit auseinander. Leidtragende sind die Schulkinder. Dabei plädiert eine verantwortungsbewusste Bildungswissenschaft schon längst für ein Wiederentdecken und Wiedererrichten des Lehrens, für ein «Re(dis)covery of Teaching». Dazu gehört auch die «Rückgewinnung des Denkens», wie es der emeritierte Berner Pädagogikprofessor Walter Herzog fordert: die jungen Menschen zum Denken anleiten – Denken als innerer Dialog zwischen mir und mir selbst. In der amerikanischen Pädagogischen Psychologie heisst es pragmatisch: «Teachers are leaders of learning and learners.» Lehrer führen das Lernen und die Lernenden.

Perle 2: Eine «Schwarze Liste» für Lehrer ohne Unterrichtsbefugnis

Wo: Luzerner Zeitung

Wer: Tijana Nikolic

Wann: 9. Mai 2020



Die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) führt eine sogenannte «Schwarze Liste». Sämtliche Kantone müssen dafür Lehrpersonen melden, denen die Unterrichtsbefugnis entzogen wurde. Denise Buxtorf Otter, juristische Mitarbeiterin, berichtet auf der Website der Zuger Direktion für Bildung und Kultur (DBK) detailliert über diese Datenbank. Aktuell sind auf der Liste 101 Lehrpersonen aus zwölf verschiedenen Kantonen aufgeführt. [...]

«Die EDK hat keine Kenntnis über den Entzugsgrund. Gemeldet werden ausschliesslich Tatsache und Dauer des Entzugs», sagt Alexander Gerlings, stellvertretender Kommunikationsbeauftragter des Generalsekretariats der EDK. Sinn der «Schwarzen Liste» sei, dass verhindert werden soll, dass Lehrpersonen, denen aus schwerwiegenden Gründen in einem Kanton die Lehrberechtigung entzogen wurde, in einem anderen Kanton unterrichten können.

Entgegen der weitverbreiteten Meinung handle es sich bei der «Schwarzen Liste» nicht um eine «Pädophilen-Liste», will die DBK festhalten. «Eine Unterrichtsbefugnis kann aufgrund von strafrechtlichen Tatbeständen oder aus anderen Gründen wie beispielsweise Sucht- oder andere Krankheiten entzogen werden», stimmt Gerlings zu. Der Eintrag könne nicht verjähren: «Er wird nach Ablauf der Entzugsdauer, bei Wiedererteilung der Unterrichtsbefugnis oder nach Vollendung des 70. Altersjahrs gelöscht», sagt Alexander Lioris, stellvertretender Generalsekretär und Leiter Rechtsdienst bei der Direktion für Bildung und Kultur.

Liegen Verfehlungen vor, bei denen eine Weiterbeschäftigung der Lehrperson nicht weiter verantwortet werden kann, sei mit der DBK Kontakt aufzunehmen und ein An-

trag auf Entzug der Lehrberechtigung zu stellen. Der Entscheid, ob eine solche Verfehlung vorliege, muss in jedem Einzelfall individuell getroffen werden, laut Lioris. Das Urteil erfolge nach Durchführung eines Schriftenwechsels mit beiden Parteien, der Gemeinde als Arbeitgeber und der betreffenden Lehrperson. Nach Rechtskraft des Entscheides sind die Kantone verpflichtet, dem Generalsekretariat der EDK den Entzug zu melden. Solange ein Verfahren laufe, gelte für die Lehrperson die Unschuldsvermutung. Dies sei der Grund, weshalb eine Meldung erst nach Rechtskraft des kantonalen Entscheids zu erfolgen hat.

«Meines Erachtens sind Referenzen trotz der «Schwarzen Liste» wichtig. Wo nicht lückenlos die zwei, drei letzten Vorgesetzten aufgeführt werden, entsteht schon Erklärungsbedarf», findet Lioris. Der Kanton Zug möchte sich grundsätzlich an die Meldung von rechtskräftig verurteilten Personen halten, behält sich jedoch vor, in dringend angezeigten und objektiv klar scheinenden Fällen die Lehrperson bereits vor dem Vorliegen eines rechtskräftigen Strafurteils im Sinne einer vorsorglichen Massnahme der EDK zu melden.

In einem Beitrag des Schweizer Fernsehens zum Thema heisst es, dass sich herausgestellt habe, dass die Liste nicht immer funktioniere, da nicht alle Kantone den Entzug der Lehrbewilligung an die EDK melden würden und da es Kantone gebe, die eine Lehrbewilligung nicht kennen und somit eine solche nicht entziehen können. Aus diesem Grund sei es laut DBK zwingend notwendig, dass die Gemeinden bei der Anstellung einer neuen Lehrperson nebst Konsultation der «Schwarzen Liste» auch Referenzen sowie einen sogenannten Sonderprivatauszug einholen.

Der Sonderprivatauszug ist ein Teil des Strafregisterauszugs, den es seit fünf Jahren gibt. Darin sind alle Vergehen festgehalten, welche im Zusammenhang mit dem Umgang mit Jugendlichen relevant sind. Dazu gehören etwa körperliche und sexuelle Übergriffe. «Tatsache ist, dass es einzelne Kantone gibt, die bis anhin keine Meldung über Lehrpersonen gemacht haben. Die Gründe dafür sind der EDK nicht bekannt und müssten bei den Kantonen nachgefragt werden», verrät Gerlings. Es fehle der EDK mangels entsprechender Rechtsgrundlage an rechtlichen Möglichkeiten, säumige Kantone zur Meldung von Lehrpersonen zu zwingen. Da die EDK den Kantonen nicht übergeordnet sei, könne ein solcher Zwang auch nicht über eine Aufsichtsfunktion ausgeübt werden.

Perle 3: Schweizer Schüler sind deutlich besser durch die Corona-Krise gekommen als deutsche Kinder

Wo: Neue Zürcher Zeitung

Wer: Erich Aschwanden

Wann: 18. Juni 2020

Es war wohl der grösste Schulversuch, der in den vergangenen Jahrzehnten stattgefunden hat. Doch es handelte sich nicht um ein Experiment, sondern es war bitterer Ernst, als Mitte März in fast allen Ländern Europas die Schulen wegen der Corona-Pandemie schliessen mussten. Von einem Tag auf den anderen waren Schüler und Lehrer gezwungen, sich mit Fernunterricht, digitalem Lernen und Plattformen wie Padlet oder Moodle herumzuschlagen.

Innerhalb weniger Wochen hat ein Virus die Schule stärker reformiert, als worauf die Versuche der Pädagogen in den vergangenen Jahren hinauswollten. Nun gilt es, Lehren für die Zukunft zu ziehen. Erste Hinweise, wie diese aussehen könnten, gibt eine breit abgestützte Umfrage. Durchgeführt hat die Studie das Institut für Bildungsmanagement und Bildungsökonomie der Pädagogischen Hochschule Zug. Im Rahmen des Schulbarometers befragten die Wissenschaftler vom 24. März bis Mitte April insgesamt 8344 Schüler und Schülerinnen aus der Schweiz, Deutschland und Österreich. An der Stichprobe beteiligten sich auch Eltern, Schulleitungen, Lehrer sowie Mitglieder von Schulverwaltung und Schulaufsicht.


Wie Studienleiter Stephan Huber erklärt, gibt es Erkenntnisse, die für alle drei Länder gelten. So könne man davon ausgehen, dass sich die vorher bestehenden Unterschiede zwischen den Schülerinnen und Schülern durch die Corona-Krise noch verstärkt hätten. «Krisen machen diese deutlicher sichtbar. Und über die Zeit werden Unterschiede grösser. Die Schere zwischen starken und lernschwachen Schülern öffnet sich weiter, wenn es zu keiner Kompensation

kommt», sagt Huber. Die Benachteiligung treffe insbesondere Kinder in familiär ohnehin belasteten Situationen.


Neben dem familiären Umfeld hat auch die technische Ausstattung, die zu Hause verfügbar ist, einen grossen Einfluss. Wichtig ist auch, wie stark Eltern die Kinder bei den Aufgaben unterstützen können. Vor allem aber seien die verschiedenen Lernstrukturen der Schüler entscheidend. «Wer schon vor der Schulschliessung selbständiges Lernen gewohnt war und seinen Tagesablauf gut strukturiert, ist problemlos durch die Zeit mit Fernunterricht und die zögerliche Wiederaufnahme des Präsenzunterrichts gekommen», stellt der Bildungsexperte fest.

Über alle drei Länder hinweg zeigte sich rund ein Drittel der Schülerinnen und Schüler als sehr aktiv. Teilweise haben diese Kinder nach ihrer eigenen Einschätzung während der Schulschliessung sogar mehr gelernt als vorher, weil sie durch das Lernen daheim ihre Zeit besser einteilen und nutzen konnten. Auf der anderen Seite zeigt sich, dass rund 20 Prozent der befragten Schüler praktisch nichts gelernt haben. «Diese Schüler zeigen sich sehr passiv, sie lernen wenig. Sie haben auch weniger im Haushalt geholfen und weniger gelesen. Das Einzige, was sie deutlich mehr gemacht haben als die andere Gruppe, das ist Zocken», so Huber.

Er spricht in diesem Zusammenhang von Schülern, «die abgehängt sind und selber abhängen». Um diese Jugendlichen müssten sich die Lehrer mithilfe guter Lehr- und Lernformen und guter direkter Lernbegleitung jetzt besonders kümmern. «Es geht nicht nur darum, Schulstoff nachzuho-



Schulbarometer: Eine breit abgestützte Umfrage liefert erste Erkenntnisse über den grössten Schulversuch der vergangenen Jahrzehnte.



Fernunterricht: «Die Schere zwischen starken und lernschwachen Schülern öffnet sich weiter, wenn es zu keiner Kompensation kommt.» (Stephan Huber)

len. Wichtig ist auch, dass diese Kinder emotional und sozial von den Schulen unterstützt werden», betont Huber.

Neben der Unterstützung durch die Eltern und dem Organisationsgrad der Schülerinnen und Schüler ist laut dem Schulbarometer die Rolle der Lehrpersonen ausschlaggebend. Entscheidend sei nicht, wie viele Hausaufgaben von Lehrpersonen verteilt würden oder auf welche Weise dies geschehe. Wichtig ist vielmehr, dass sie zeitnah kontrolliert und korrigiert werden und ausführliche Rückmeldungen erfolgen. Der Lernerfolg wird auch dadurch beeinflusst, ob es den Lehrerinnen und Lehrern gelungen ist, über Online-Plattformen live mit den Kindern in Kontakt zu sein. «Schüler benötigen den persönlichen Austausch mit der Lehrperson und mit den Mitschülern», so Huber.

Beim Einsatz dieser digitalen Tools zeigen sich grosse Unterschiede zwischen den drei untersuchten Ländern. Probleme mit dem Einsatz dieser Instrumente zeigen sich vor allem in Deutschland. Wie Huber ausführt, hat sich bewährt, dass die Schweiz, aber auch Österreich im Umgang mit den verschiedenen Online-Tools pragmatisch waren. Hier waren die bürokratischen Hürden viel niedriger. Zudem haben viele Schulen in der Schweiz und in Österreich bereits digitale Lösungen vor der Krise etabliert. «Dagegen haben viele deutsche Bundesländer aus Datenschutz- und anderen Gründen nur sehr ausgewählte Technologien zugelassen», sagt der Bildungsexperte. Zum Teil waren diese Tools zu Beginn der Krise noch gar nicht einsatzfähig [...].


Der krassste Unterschied zwischen den drei Ländern liegt bei der Digitalisierung. «Hier hinkt Deutschland hinter der Schweiz, aber auch hinter Österreich einfach hinterher», stellt Huber fest, der selber aus Deutschland stammt. Während in der Schweiz 81 Prozent der Befragten Online-Plattformen nutzten, waren es in Deutschland bloss 43 Prozent. Die Schüleraktivität lag in Deutschland bei 36 Prozent, in der Schweiz bei 57 Prozent. Während in unserem nördlichen Nachbarland nach eigener Auskunft nur 37 Prozent der Lehrpersonen die Hausaufgaben kontrollierten, waren es in der Schweiz 63 Prozent. «Es kommt bei der Digitalisierung auf die Ressourcenausstattung, auf pädagogisch sinnvolle und auf die Schule abgestimmte Konzepte und

natürlich auf die Motivation, Kompetenz und Erfahrung der Lehrpersonen an», bilanziert Huber.


Das hohe Engagement der Lehrerinnen und Lehrer hat Folgen. So fühlen sich die Lehrpersonen in der Schweiz während der Ausnahmesituation der vergangenen Wochen am stärksten belastet. Dies könnte laut Huber damit zusammenhängen, dass die Qualitätsansprüche in der Schweiz besonders hoch sind. Weitere Erkenntnisse erwartet die PH Zug von der zweiten Welle der Befragung, die gegenwärtig läuft.

Erste Schlüsse kann man laut Stephan Huber jedoch bereits jetzt aus der vorliegenden Zwischenbilanz ziehen: «Nach den turbulenten letzten Wochen mit der Schulschliessung und -wiedereröffnung muss die Situation wieder beruhigt werden. Es gilt, Mindest- und Regelstandards zu erarbeiten und umzusetzen, vor allem auf Kantons- und Schulebene, an die sich Lehrer halten und an denen sie sich orientieren können.» Ziel sollte es sein, dass rund 80 Prozent des Unterrichts mit den von allen Beteiligten definierten Regeln funktionieren könnten. Daneben sollte mittel- und längerfristig jedes Schulhaus eine eigene Zwischenbilanz ziehen und aus den Erfahrungen – besonders denen aktiver und kreativer Lehrpersonen – lernen.

Aus Sicht der Forscher von der PH Zug besteht nun die einmalige Chance, das Blended Learning, also die didaktisch sinnvolle Verknüpfung von traditionellen Präsenzveranstaltungen und modernen Formen des E-Learning, in der Praxis zu verankern und zu verbreiten. Wichtig sei, dass die Verantwortlichen in Kantonen und Gemeinden abklärten, welche Ressourcen für diese Lernformen vorhanden seien, und gestützt auf die Erfahrungsauswertungen eine langfristige Strategie entwickelten. Man müsse diese Erfahrungen nutzen, damit mit der Digitalisierung die Schule zum einen gesellschaftlichen Entwicklungen gerecht werde (Lernen über Technologie) und zum anderen mit der Digitalisierung das Lernangebot bereichert und durch die Individualisierungsmöglichkeiten den einzelnen Schülern gerechter würden (Lernen mit Technologie). «Gleichzeitig sind uns die unbestrittenen Vorzüge des Präsenzunterrichts wieder einmal so richtig bewusst geworden», sagt Huber.



Hausaufgaben: Wichtig ist, dass sie zeitnah kontrolliert und korrigiert werden und ausführliche Rückmeldungen erfolgen.



Blended Learning: Die didaktisch sinnvolle Verknüpfung von traditionellen Präsenzveranstaltungen und modernen Formen des E-Learning.

**BLENDED
LEARNING**

Perle 4: Die drei grossen «G»

Wo: Journal 21

Wer: Carl Bossard

Wann: 28. Juni 2020

Der Begriff der Kompetenz hat kräftig Karriere gemacht. Er erobert die Curricula und steht überall im Zentrum: beim Bologna-Prozess, bei den Bachelor- und Masterstudiengängen und vor allem beim Lehrplan 21. Sämtliche Bildungsinhalte, welche die Schule vermitteln soll, sind hier kompetenztheoretisch gefasst. Wo früher «Die Schülerinnen und Schüler wissen, dass x der Fall ist» stand, heisst es heute: Sie «können x benennen». Ein konkretes Beispiel: «Die Schülerinnen und Schüler können sich singend in der Gruppe wahrnehmen und ihre Stimme im chorischen Singen differenziert einsetzen.» Alles und jedes orientiert sich heute an der Sprache des Kompetenzdenkens. Aber ist das möglich und ist es nötig? Wirkt nicht vieles sehr gekünstelt? Und geht dabei nicht allzu sehr vergessen, dass sich ein Können ohne ein Wissen im traditionellen Sinne kaum entfalten kann?

Wer sich skeptisch gegen den Mainstream stellt, wird gerne in eine bestimmte Ecke befördert und verächtlich belächelt. Darum schicke ich voraus: Ich bin weder allergisch gegen «Kompetenzen», noch hege ich eine Aversion gegen «Standards», sofern die Begriffe klar und lernleistungsorientiert gebraucht werden. Im Gegenteil. Als ehemaliger Sportler weiss ich: Im Wettkampf zählt nichts als Leistung; es zählt nur das nackte Resultat. Output ist alles, Input dagegen Privatsache. Es gilt einzig mein physisches Rendement im Moment – gleichgültig, wie viel Zeit und Energie ich ins Training investiert habe. Daher kommt wohl meine Sympathie für den Leistungsgedanken in der Bildung: Sie muss mir und meinem Leben etwas bringen – und auch der Gesellschaft. Bildung muss mich klüger machen und mich

weiterbringen. Die Schweiz leistet sich ja zusammen mit Luxemburg das teuerste Bildungssystem der Welt. Da darf man hohe Ansprüche stellen.

Doch kann man Bildung in Kompetenzen bündeln und eng an Leistungsstandards binden? Und lässt sich jede Kompetenz isolieren und validieren, also präzise operationalisieren und auf ein beschreibbares und testbares Können reduzieren? Ist Bildung ebenso messbar wie sportliches Potenzial? Diese Frage stellt sich, wenn Bildungs- und Lernziele auf einen einzigen Begriff reduziert und als Kompetenzen und Kompetenzmodelle gefasst werden.

Woher aber kommt der Begriff der Kompetenz? Seit den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts steht der Terminus der «Kompetenz» im Mittelpunkt des bildungspolitischen Diskurses. Man sprach von der «kognitiven Wende». Schon früh brachte der berühmte amerikanische Linguist Noam Chomsky das Begriffspaar von «Kompetenz» und «Performanz» in die Diskussion ein. 1971 prägte der Philosoph Jürgen Habermas das Wort von der «kommunikativen Kompetenz». Kompetenz und Intelligenz wurden auch zum Konstrukt der «kognitiven Kompetenz» vereint.

Ziemlich schnell hat man den Begriff «Kompetenz» allerdings inflationär gebraucht. Da war beispielsweise von «emotionaler Intelligenz» die Rede, die mit «sozialer Kompetenz» verbunden sein müsse, wenn sie wirksam werden wolle. Ein Verwirrspiel. Die wissenschaftliche Diskussion reagierte. 1999 legte Franz E. Weinert, Direktor des Max-Planck-Instituts für psychologische Forschung in München,

Ist Bildung ebenso messbar wie sportliches Potenzial? Diese Frage stellt sich, wenn Bildungs- und Lernziele auf einen einzigen Begriff reduziert und als Kompetenzen und Kompetenzmodelle gefasst werden.





© Zentilia – stock.adobe.com

Die drei grossen G: eine pädagogisch-didaktische Trias, die gar nicht veralten kann. Grundkenntnisse, Grundfertigkeiten, Grundhaltungen.

Man muss etwas wissen, man muss etwas können, und beides zusammen soll uns besser denken und handeln lassen.

die Studie «Concepts of Competence» vor. Sie sollte Struktur und Klarheit bringen. Seine Ratschläge waren grundlegend für die weitere bildungspolitische Entwicklung.

Weinerts Literaturbericht diskutiert verschiedene Konzepte. Sie reichen von einem allgemeinen psychologischen Konstrukt «Kompetenz» und einer davon unterschiedenen spezifischen Disposition für «Performanz» bis zu Konstrukten wie «motivationale» und «soziale Kompetenz» sowie «Handlungskompetenz», «Schlüsselkompetenzen» und «Metakompetenzen».

Das ist ein weites Feld, in Teilen gar ein abschüssiges Gelände. Welcher Begriff von «Kompetenz» aber ist in dieser bunt gemischten Palette für die Bildungsprozesse nun relevant? Das war die Frage. Weinert engte das Konzept ein. In den Mittelpunkt rückten bereichsspezifisches Wissen und damit zusammenhängende Fähigkeiten. Nach ihm sind Kompetenzen «die bei Individuen verfügbaren oder durch sie erlernbaren kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten, um bestimmte Probleme zu lösen, sowie die damit verbundenen motivationalen, volitionalen und sozialen Bereitschaften und Fähigkeiten, um die Problemlösungen in variablen Situationen erfolgreich und verantwortungsvoll nutzen zu können». Weinert bringt das Konzept «Kompetenz» explizit mit der Theorie der Problemlösung zusammen. Darum erscheint die Welt im Lehrplan 21 als gigantischer Problemburg, an dem primär eines zu tun ist: Probleme lösen und kontrollierbare Kompetenzen erwerben.

Mit dieser Definition verschiebt sich der ursprüngliche Bildungsanspruch zu einem Ausbildungsprimat: Er dominiert heute die Lehrpläne. Darum heisst es im neuen Lehrplan 21 unmissverständlich: «Mit der Orientierung an Kompetenzen wird der Blick darauf gerichtet, welches nutzbare Wissen und welche anwendbaren Fähigkeiten und Fertigkeiten in welcher Inhaltsqualität Schülerinnen und Schüler in den Fachbereichen erwerben sollen.» Bildung wird auf einen Katalog von Kompetenzen reduziert, definiert vom Kriterium der «Employability».

Doch das ist vielen Lehrpersonen zu wenig und zu eng. Bildung kann nicht nur das sein, was ich kompetenzmässig beherrsche, was ich kann und was ich weiss. Beides kann man erwerben, beides kann man unter Kontrolle halten und darüber verfügen. Und beides ist testbar. Mit Recht sagt darum Jürgen Oelkers: Kompetenz ist ein «Modebegriff, der inzwischen für alles herhalten muss, was irgendwie innovativ klingt und doch selten das traditionelle Begriffspaar «Wissen und Können» übersteigt.»

Bildung ist immer auch das Gegenteil; sie ist das, was ich bin: leidenschaftliche Hingabe und staunende Wahrnehmung, eine Sehnsucht, eine Neugier. Doch in der künstlich konstruierten Komplexität heutiger Schulrealität geht diese schlichte Tatsache oft vergessen. Viele Lehrerinnen, viele Pädagogen wünschen sich darum eine Reduktion auf wenige, aber entscheidende Faktoren. Sie wünschen sich Ockhams Rasiermesser. Wilhelm von Ockhams Devise: Suche das Wesentliche und schneide alles andere mit dem Rasiermesser ab.

Manches in der Pädagogik lässt sich durch drei teilen oder auf drei wesentliche Aspekte reduzieren. Bestes Beispiel ist Pestalozzis viel zitierter Dreiklang von Kopf-Herz-Hand. Daran hält sich der noch immer gültige Rahmenlehrplan für Maturitätsschulen von 1994. Er teilt die Lernziele in Grundkenntnisse, Grundfertigkeiten und Grundhaltungen auf. Es sind «die drei grossen G» – eine pädagogisch-didaktische Trias, die gar nicht veralten kann, weil sie so etwas wie ein NON PLUS ULTRA darstellt.

Man muss etwas wissen, man muss etwas können, und beides zusammen soll uns besser denken und handeln lassen. Dies mit einer Grundhaltung, die nach aufklärerischer Tradition die Autonomie und Verantwortlichkeit des Einzelnen meint. Das kommt mir vor wie ein Naturgesetz, wie die Gesetzestafeln vom didaktischen Berg Sinai. Diese Aspekte müsste der Kompetenzdiskurs vermehrt mitbedenken.

Perle 5: Ein Stuhl lässt sich nicht googeln

Wo: Neue Zürcher Zeitung

Wer: Eduard Kaeser

Wann: 24. Juli 2020

Der Mensch entfernt und entfremdet sich immer weiter weg – von der Welt, in der er eigentlich lebt. Nicht der Apparat, die ganze Welt ist fernbedient. Währenddessen verlernt der Mensch, was man Material-Intelligenz nennen könnte: eine vitale Direktheit zum Stoff, Kenntnis und Gespür für das Woraus der Dinge. Aufgrund der schieren Komplexität moderner Produktionsprozesse sind sogar diejenigen Leute, die professionell mit Materie betraut und vertraut sind, zu Spezialisten geworden. Sie haben vielleicht ein vertieftes, aber dadurch verengtes Wissen.

Und wie muss es erst um den gewöhnlichen Konsumenten stehen? Wer irgendein Objekt im Supermarkt in den Händen hält, weiss kaum, woraus es besteht, wie es hergestellt, verpackt, verteilt worden ist. Es gibt in dieser totalen Zirkulation der kommerzialisierten Materie keine Perspektive, die einen Blick aufs Ganze gestattete, weder in der Fabrikhalle noch im Chefbüro. Die gesamten Produktions- und Distributionsnetze sind zum Mysterium, wenn nicht Geheimnis geworden.

Man beobachtet dieses Abrücken von der stofflichen Welt offenkundig genug in den modernen Arbeitswelten, die auf vielen Gebieten nicht einen Umgang mit dem Material erfordern, sondern mit der Information über das Material. Entsprechend betreibt man eine Berufsförderung, die von jeglicher Material-Intelligenz wegführt.

Junge Leute bilden heute vorzugsweise nicht ihre manuellen, generell körperlichen Fähigkeiten, sondern ihre computeradaptierten Kompetenzen aus, und sie nennen sich dann flott und forsch «knowledge worker». Arbeit am Wissen – das heisst primär: an Information – gilt als hochwertig, nicht aber die handwerkliche Arbeit am Material.

Zwischen der Intelligenz, die sich mit Information beschäftigt, und der Intelligenz, die sich mit Material beschäftigt, scheint sich eine Kluft aufzutun. Und das ist ein Problem.

Ein Meisterwerk der Konzeptkunst aus dem Jahr 1965 vermag es zu veranschaulichen: Joseph Kosuths Installation «One and Three Chairs» ist höchst simpel. Ein Klappstuhl steht vor einer weissen Wand, daran aufgehängt sind ein Foto dieses Stuhls in gleicher Grösse und eine Lexikon-Definition des Wortes «Stuhl». Die Bedeutung des Titels ist offensichtlich: ein materielles Ding und drei mögliche Arten seiner Wiedergabe; erstens als das Ding selbst, zweitens als die fotografische und drittens als die lexikografische Repräsentation – sozusagen Stufen der semiotischen Entmaterialisierung.

Kosuths Installation ist ein Sinnbild unserer heutigen Lage. Mit ihm lässt sich eine kleine informationstheoretische Überlegung anstellen. Wenn wir die drei Objekte in Bit-Folgen übersetzen müssten, welche würde im Computerspeicher den grössten Platz beanspruchen? Für die Wortfolge genügte ein paar Kilobytes. Die Pixelmenge des Bildes würde bei hoher Auflösung im Bereich der Megabytes liegen. Aber der Stuhl selbst entspricht einer unbestimmt grossen Zahl an Bytes. Wie wollte man sie erfassen? Noch der exakteste digitale Scan tastet Oberflächen ab, und auch diese nur mit einer bestimmten Wiedergabetreue.

Hinzu kommt die phänomenologische Dimension des Stuhls. Er lässt sich ja aus unzähligen Perspektiven wahrnehmen. Er spricht durch seinen Stil zu uns. Er erzählt uns vielleicht eine Geschichte. Und selbst wenn es uns gelänge, ihn als Aggregat von Atomen in ein Aggregat von Bits zu übersetzen, fehlte das Entscheidende: seine Stabilität, die Haptik seiner Oberfläche, eben dieses Gefühl, wenn man auf ihm sitzt – kurz, seine ganze digital unerfassliche und unübersetzbare Materialität. Ein Stuhl ist nicht eine Sammlung von Informationen. Er lässt sich nicht googeln. Ein Stuhl ist ein Stuhl ist ein Stuhl. Eine umwerfende Trivialität, von akuter Brisanz.

Material-Intelligenz ist ästhetische Intelligenz. Ästhetik nicht einfach im verengten Sinn des «Schönen», sondern in der alten und weiten Bedeutung des griechischen «aisthesis», also der sinnlichen und unsinnlichen Wahrnehmung, zumal des Achtens und Aufmerkens, des Gereizt- und Betroffenwerdens. Wenn man die Ästhetik der inszenierten Materialität im heutigen Konsum-Universum betrachtet, dann stellt man fest, dass diese «aisthesis» weitgehend fehlt.

Zwar inszeniert eine einschlägige Architektur in den Städten glamouröse Materialschlachten, aber sie hat oft die Tendenz zur Überwältigung und Betäubung. Das Material sagt uns nichts, berührt uns buchstäblich nicht. Es fördert nicht Material-Intelligenz, sondern geradezu eine Material-Stumpfheit. In der hochgradigen Überreizung der Warenwelten werden wir zu dieser Stumpfheit konditioniert.

Ich hüte ich mich vor einer pauschalen Kritik. Es gibt eine Menge material-intelligenter Architektur, von Herzog & de Meurons Architekturen bis zu den Häusern des indischen Pritzkerpreisträgers Balkrishna Doshi. Material-Stumpfheit aber ist das Symptom einer endemischen Entfremdung des Menschen vom Stoff in technisierten Lebenswelten.



«Unser Gehirn entwickelte sich im Umgang mit materiellen Dingen. Sie [Kinder] wühlen im Sand, graben im Schnee, türmen Steine aufeinander, kneten Lehm, [...] sie nehmen alles, was ihnen begegnet, in die Hände oder in den Mund [...]. Schon früh erstickt man heute allerdings diese wunderbare Naturgabe mit einem flachen Gerät, das zu berühren ironischerweise die Berührung mit der Welt unterbindet.»

Unser Gehirn entwickelte sich im Umgang mit materiellen Dingen. Man achte einmal darauf, wie Kinder mit der Materie spontan umgehen. Sie wühlen im Sand, graben im Schnee, türmen Steine aufeinander, kneten Lehm, brechen Holz, zerbröseln Kreide, knüllen Blätter zusammen, sie nehmen alles, was ihnen begegnet, in die Hände oder in den Mund – die Dinge sind ein einziger Infektionsherd der Material-Neugier. Schon früh erstickt man heute allerdings diese wunderbare Naturgabe mit einem flachen Gerät, das zu berühren ironischerweise die Berührung mit der Welt unterbindet.

Ich plädiere für einen stillen Haltungswandel. Er würde aus blossen Nutzern Kuratoren der banalen Dinge machen: Unsere Gebrauchsgegenstände, Kleider und Nahrungsmittel sind vielleicht nichts Besonderes, aber sie prägen uns seit der Kindheit. Genau diese unscheinbare Haltung trägt zum ökologischen Respekt bei, den wir unserem Planeten schulden, zum Bewusstsein, dass die Dinge um uns nicht nur aus synthetischen Stoffen, sondern auch aus Zellulose, Erz, Mineralien, Erdöl, Wasser bestehen.

Dazu gehört nicht zuletzt ein Bewusstsein für das nicht mehr benutzte Material: den Müll. Er spiegelt augenfällig genaug die Material-Stumpfheit in der postindustriellen Ge-

sellschaft – quasi das Pendant zur anderen, nicht weniger plakativen Material-Stumpfheit, die sich im Stoff-Fetischismus luxurierender Markenprodukte aufspielt. Und die ganze gepimpte Armatur an Apps und Gadgets erweist sich im Grunde als technisch erweiterte Beschränktheit.

Nichts wird verstanden, was nicht zuerst in den Sinnen war. Zu dieser alten aristotelischen Lehre empfehle ich ein einfaches Exerzitium: Stehen Sie von Ihrem Stuhl auf, unternehmen Sie einen kleinen Spaziergang, bewusst als Tour zum Erkunden der Dinge. Wählen Sie ein konsumverlassenes Territorium. Nehmen Sie die Dinge, denen Sie begegnen, in die Hand.

Fischen Sie einen Kiesel aus dem Bach, pulen Sie ein Moosstück aus einer Mauerritze, heben Sie das verdrehte Holzstück, den PET-Flaschen-Deckel, den Bügelverschluss einer Bierflasche auf, und schenken Sie für einen Moment Ihre ganze Aufmerksamkeit diesem «nicht besonderen» Fund. Beten Sie still für sich: Das ist Materie! Das ist Materie! Das ist Materie!

Wenn Sie Glück haben, trifft es Sie wie ein Schock. Er hat die Wucht einer existenziellen Umkrepelung. Sie kommen auf die Welt, in der Sie immer schon gelebt haben.